

Über die Autorin:

Michelle Ross, Jahrgang 1963, arbeitete zwanzig Jahre als Angestellte, bevor sie ihren Wunsch, das Schreiben professionell zu betreiben, verwirklichte. Die Hintergründe ihrer Romane recherchiert sie auf regelmäßigen Reisen nach Großbritannien und ist dort auch als Reiseleiterin tätig. Sie lebt mit ihrer Familie im Großraum Stuttgart.

Die verlorene Zeit ist ihr erster Roman im Knauer Verlag.

Michelle Ross

Die verlorene Zeit

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Copyright © 2013 by Knaur Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51082-7

2 4 5 3 1

Prolog

Das Gefängnis von Bodmin,
Cornwall, 13. März 1904

*N*icht die Kälte und auch nicht die Feuchtigkeit, die in dicken Tropfen über die moosbewachsenen Wände lief, sondern das andauernde Hämmern und Sägen war das Schlimmste. Seit Stunden dauerte dies nun schon an, und die Frau, die auf einem Haufen von schmutzigem Stroh kauerte, konnte das Geräusch nicht aussperren, auch wenn sie beide Hände fest auf die Ohren presste.

Sie zitterte am ganzen Körper, denn sie wusste – dort draußen wurde alles für ihren letzten Gang vorbereitet. Es war reine Schikane des Wächters gewesen, sie ausgerechnet in diese Zelle zu bringen, aus deren glaslosem Fenster sie in den großen Gefängnishof sehen und alle Geräusche mitverfolgen konnte. Ihrem Fenster schräg gegenüber befand sich der Galgen, um den herum nun eilig die Holztribüne aufgebaut wurde. Viele Menschen würden kommen: Schaulustige, die miterleben wollten, wie sie, die Betrügerin und Mörderin, ihre gerechte Strafe erhielt. Doch nicht nur das einfache Volk würde bei Anbruch des nächsten Tages durch das mächtige Tor in den Gefängnishof drängen, sondern auch Damen und Herren der Gesellschaft.

Ob er auch kam? Ihre Augen brannten, sie hatte längst keine Tränen mehr. Zu Anfang hatte sie viel geweint, hatte geschrien und verzweifelt ihre Unschuld beteuert, dennoch war das Urteil gefällt worden. Seit sie ganz allein war, fühlte sie sich

wie schon gestorben. Alles in ihr war tot, und nun wartete sie nur noch auf die Urteilstvollstreckung. In gewisser Weise verstand sie die Richter sogar, denn es gab nicht den geringsten Beweis, dass die Geschichte, die sie erzählt hatte, stimmte, nichts, was sie hätte anführen können, um die Geschworenen davon zu überzeugen, dass an ihren Händen kein Blut klebte. Sie wusste, hätte sie selbst in einem solch ungeheuerlichen Fall urteilen müssen, wäre auch sie zu dem einzig möglichen Urteil gekommen: Tod durch den Strang.

Nie zuvor in ihrem Leben hatte sie so viel Angst gehabt, obwohl ihr Leben immer von Höhen und Tiefen geprägt gewesen war. Es war jedoch nicht die Angst vor dem Tod, die sie lähmte, sondern die Angst vor dem Sterben. Würde der Henker den Knoten so anbringen, dass ihr Genick sofort brach, wenn die Luke unter ihren Füßen geöffnet wurde? Oder würde sie minutenlang wie ein nasser Sack am Strick baumeln und langsam ersticken und damit den Neugierigen ein ganz besonderes Schauspiel liefern?

Eigentlich konnte es ihr gleichgültig sein. Morgen, wenn die Sonne im Osten aufging und die zauberhafte Landschaft Cornwalls in ein unvergleichliches Licht tauchte, wäre sie schon tot.

Obwohl sie wünschte, ihn ein letztes Mal zu sehen, hoffte sie, dass er nicht zu ihrer Hinrichtung kam. In den letzten Monaten hatte er sie im Stich gelassen, sie war ihm nicht ein einziges Wort wert gewesen. Auch das konnte sie verstehen, denn sie hatte ihn zutiefst verletzt, und selbst ihr Tod würde diese Wunde nicht heilen können. Dabei hatte sie es doch nur gut gemeint. Mit allem, was sie getan hatte, hatte sie nicht ihr eigenes Wohl, sondern das anderer Menschen vor Augen gehabt. In den letzten Stunden ihres Lebens betete sie, denn sie glaubte an Gott, wenn auch nicht an das Paradies nach dem Tod.

Dennoch befahl sie ihre Seele in die Hände einer höheren Macht. Sie glaubte nicht an Schicksal, denn alles, was geschehen war, hatte sie selbst zu verantworten.

Sie stockte im Gebet und hob lauschend den Kopf, denn sie hörte Schritte vor der Zellentür. Schnelle, schwere Schritte ... Es war also so weit, jetzt würde man sie holen, und in weniger als einer Stunde würde sie nicht mehr sein als eine Erinnerung ...

Auszug aus einem Artikel
des *Cornwall Observer*,
14. März 1904

Gestern Morgen bei Sonnenaufgang wurde Ellen Townsend im Gefängnis von Bodmin durch den Strick vom Leben zum Tode befördert.

Nach langer Zeit wurde wieder eine Frau im Gefängnis von Bodmin gehängt. Sie hat einen Menschen, wenn nicht sogar zwei, kaltblütig ermordet. Selbst als sich der Strang um ihren Hals legte, stand sie nicht zu ihrer Schuld, die ihr in einem wochenlangen Prozess eindeutig nachgewiesen wurde.

Die Vollstreckung des Todesurteils zog Hunderte von Menschen aus nah und fern an, obwohl öffentliche Hinrichtungen seit Jahren umstritten sind. In diesem Fall wurde das Publikum jedoch zugelassen, handelte es sich doch um eine Person des öffentlichen Lebens ...

Dinah

San Francisco, USA

April 2012

1. Kapitel

Nun möchte ich Sie nicht länger mit meiner Rede langweilen, denn Sie haben bestimmt alle großen Hunger« – verhaltenes Gelächter war im Saal zu hören –, »und sage daher: Das Büfett ist eröffnet!«

Na endlich, dachte Dinah und trat von einem Fuß auf den anderen. Seit einer Stunde musste sie so tun, als höre sie dem feisten Politiker aufmerksam zu. Der Inhalt seiner salbungsvollen Rede war an Dinahs Ohren vorbeigerauscht, sie hätte nicht sagen können, worüber der Mann überhaupt gesprochen hatte. Sicher war es wieder einmal das übliche Gefasel. Politiker hörten sich selbst eben gern reden und machten dabei viele Worte, ohne wirklich etwas zu sagen.

Aus dem Augenwinkel beobachtete Dinah ihre Eltern, die am anderen Ende des Saales standen und begeistert applaudierten. Brandon Osbourne, ihr Vater, nickte beifällig, und ihre Mutter blickte mit einem strahlenden Lächeln in die Runde. Olivia Osbourne sah wie immer wunderschön aus, das musste Dinah neidlos zugeben. Obwohl Olivia vor einigen Wochen ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert hatte, war ihre Haut makellos wie feinstes Porzellan und ihre Figur so grazil, als hätte sie nie zwei Kinder geboren. Nun ja, dachte Dinah und runzelte die Stirn, Botox und das Skalpell eines Chirurgen beseitigen glücklicherweise die Spuren des Alterns, auch wenn Olivia Osbourne in der Öffentlichkeit niemals zugeben würde, sich solcher Mittel zu bedienen. Wie alle Damen in ihren Kreisen begründete sie ihre jugendliche Schönheit mit guten Genen, regelmäßigem Sport und einer gesunden Ernährung. Olivias Kleid, ein Traum aus dunkelroter Seide, schmiegte sich eng um

ihre schmale Taille und betonte ihr ansehnliches und faltenfreies Dekolleté. Dinah sah an sich herunter. Sie trug ein schlichtes, knielanges schwarzes Cocktailkleid mit einem passenden Bolerojäckchen und fühlte sich wie verkleidet. Obwohl die Absätze ihrer Schuhe nur vier Zentimeter hoch waren – »Also, Kind, zu diesem Kleid kannst du unmöglich flache Treter tragen! Damit siehst du ja wie ein Bauerntempel aus!«, hatte Olivia sie streng zurechtgewiesen, als Dinah die neuen Schuhe ablehnte –, taten ihr die Füße weh, und sie sehnte sich danach, dieser unendlich langweiligen Veranstaltung den Rücken kehren zu dürfen. Obwohl ihr Vater seit Tagen von nichts anderem gesprochen hatte, wusste Dinah nicht, was der Sinn und Zweck dieses Galaabends war, zu dem jeder, der in San Francisco in politischen und wirtschaftlichen Kreisen einen Namen hatte, eingeladen worden war. Na ja, sie hatte ihrem Vater auch nicht aufmerksam zugehört, als er von dem Empfang und dessen Bedeutung für ihn persönlich gesprochen hatte. Wie sie ihm eigentlich nie zuhörte, wenn er über seine Arbeit sprach. Dinah hatte viele Interessen – Politik gehörte nicht dazu. Wahrscheinlich lag es daran, dass sie ihr ganzes Leben darauf getrimmt worden war, in der Öffentlichkeit zu repräsentieren, da Brandon erst in der Mitte der Erfolgsleiter stand, die er ganz zu erklimmen hoffte.

»Na, Schwesterchen, amüsiert dich gut?« Ein Finger bohrte sich in ihre Rippen, und ein junger, attraktiver Mann grinste frech.

»Amüsieren? Bei dieser Trauergemeinde? Da war ja auf der Beerdigung von Großtante May mehr Action.«

Kevin Osbourne, Dinahs vier Jahre jüngerer Bruder, der in seinem maßgeschneiderten Smoking perfekt in das Bild der anwesenden Gesellschaft passte, grinste und zwinkerte ihr zu.

»Warte ab, bis die ersten Gläser Champagner gekippt werden,

dann wird's ganz schnell locker. Apropos Champagner – soll ich dir was zu trinken holen?»

»Nein danke«, lehnte Dinah ab. »Du weißt, ich mach mir nichts aus dem Blubberwasser der Reichen.« Ebenso wenig wie aus Austern, Kaviar, Lachs und Trüffeln, die in verschwenderischer Fülle auf dem meterlangen Büfett angerichtet waren, vor dem sich jetzt der Großteil der rund zweihundert Gäste drängte.

»Ma und Dad sind froh, dass du mitgekommen bist«, sagte Kevin. »Und auch, dass du dich wie eine wohlerzogene Tochter verhältst.« Die letzten Worte hatte er mit einem Augenzwinkern gesagt, was Dinah unwillkürlich ein Lächeln auf die Lippen zauberte. Obwohl Kevin in die Fußstapfen seines Vaters trat, liebte sie ihren Bruder sehr.

»Hatte ich eine andere Wahl? Dad nahm mir den Autoschlüssel weg und meinte, ich würde ihn erst wiederbekommen, wenn ich mich ebenfalls auf diesem großkotzigen Empfang sehen lasse. Weißt du, wie ich das nenne: Erpressung! Schlichtweg fiese Erpressung.«

»Dinah, bitte, deine Ausdrucksweise!« Kevin runzelte die Stirn. »Noch zwei, drei Stunden, dann hast du es überstanden. Übrigens – vorhin traf ich Franklin auf der anderen Seite des Saals. Er hat nach dir gefragt und wird sicher gleich herüberkommen.«

»Sag ihm, ich hab die Masern oder sonst eine ansteckende Krankheit«, erwiderte Dinah, aber es war schon zu spät.

Einen Teller in der einen Hand balancierend, in der anderen zwei Gläser Champagner, näherte sich ein hochgewachsener, hagerer Mann, und Kevin machte, dass er in der Menge verschwand. Dinah war nicht schnell genug, was ohnehin nichts genützt hätte, denn unter zweihundert Gästen hätte Franklin sie auf jeden Fall gefunden.

»Dinah, mein Liebes, ich habe dich schon gesucht.«

Dinah hasste es, wenn Franklin sie so ansprach. Sie war keines Menschen *Liebes* und wollte das auch gar nicht sein. Am wenigsten für Franklin Brewster, der mit sechsundzwanzig Jahren zwar nur zwei Jahre älter war als sie, aber schon Sozius in einer der größten Anwaltskanzleien der Stadt und für Dinahs Eltern der perfekte Schwiegersohn.

»Franklin Brewster stellt alles dar, was sich eine Frau von ihrem Ehemann wünschen kann.« Olivias Worte klangen in Dinahs Ohren wider. »Er stammt aus gutem und vermögendem Haus, verfügt über einen tadellosen Ruf, ist äußerst tüchtig und sieht dazu noch blendend aus. Ich verstehe wirklich nicht, warum du immer wieder ablehnst, mit ihm auszugehen. Irgendwann wird er sich nicht mehr um dich bemühen und sich einer anderen Frau zuwenden.«

Genau darauf hoffte Dinah seit Monaten, bisher leider ohne Erfolg. Auch jetzt sah er sie mit diesem Blick an, der Dinah an einen kranken Hund erinnerte.

»Ich wusste, du hast noch nichts zu trinken«, sagte Franklin und drückte ihr eines der beiden Champagnergläser in die Hand. »Soll ich dir auch etwas zu essen holen? Es gibt nur das Beste vom Besten, ich empfehle dir den Hummer in der Zitronenmayonnaise und dann noch ...«

»Danke, ich habe keinen Hunger«, unterbrach Dinah ihn und stellte ihr Glas, ohne einen Schluck getrunken zu haben, auf einen Tisch.

»Du solltest aber etwas essen, so dünn, wie du bist.« Franklin musterte sie von oben bis unten. »Wobei das nicht heißen soll, dass ich dich nicht bezaubernd finde. Das Kleid steht dir außerordentlich gut, ein wenig mehr weibliche Formen würden dich aber noch hübscher machen. Du solltest öfter Kleider tragen, denn in den alten Jeans und T-Shirts siehst du aus wie

das Kind armer Leute. Nicht, dass ich etwas gegen Jeans hätte« – er lächelte verständnisvoll –, »aber durch unsere Kleidung heben wir uns doch vom allgemeinen Pöbel ab.«

Am liebsten hätte Dinah die Hände auf die Ohren gepresst und ganz laut geschrien. Seit über einer Stunde versuchte sie, zumindest ein wenig so zu sein, wie die Eltern es von ihr erwarteten. Sie hatte keine andere Wahl gehabt, denn am Wochenende wollte sie mit ein paar Freunden zu einem Rockkonzert drüben am Muir Beach. Da sie sich nichts aus Alkohol machte, hatte sie versprochen zu fahren, dazu benötigte sie jedoch ihren Wagen. Dinah kannte ihren Vater gut genug, um zu wissen, dass er seine Drohung wahr machen und ihr die Autoschlüssel erst in vier Wochen wiedergeben würde, wenn sie heute Abend nicht die wohlerzogene Tochter eines aufstrebenden Politikers mimte. Brandon Osbourne meinte immer alles ernst, was mit seiner Arbeit und dem Ansehen der Familie zu tun hatte.

»Ich habe Karten für die Oper. Du begleitest mich doch, oder?« Franklins Frage riss Dinah aus ihren Gedanken. »Es wird Aida gegeben, und die Vorstellung am Samstagabend ist seit Wochen ausverkauft. Dank meiner Beziehungen ist es mir gelungen, noch zwei Karten zu bekommen. Ich hole dich gegen sieben Uhr ab.«

Unwillig kräuselte Dinah die Nase, was sie immer dann machte, wenn ihr etwas gehörig gegen den Strich ging und sie kurz vor einem Wutausbruch stand. Sie wusste allerdings nicht, dass sie dabei ganz entzückend aussah, denn ihre Nase war klein und wohlgeformt, gleichzeitig funkelten ihre veilchenblauen Augen, so dass sie beinahe schwarz wirkten, und Franklin sah sie schmachtend an.

»Danke, das ist sehr freundlich von dir, aber am Samstag habe ich leider schon eine andere Verabredung«, entgegnete Dinah

mühsam beherrscht und befürchtete, dass sie an ihren Mundwinkeln von dem künstlichen Dauerlächeln bald einen Krampf bekommen würde.

»Dann sag sie ab.« Franklin Brewster war kein Mann, der ein Nein akzeptierte, sondern meistens seinen Willen durchsetzte, sonst wäre er auf der Karriereleiter nicht schon so weit oben angelangt. Hierin war er fast das Ebenbild von Dinahs Vater. »Es bleibt dabei – sieben Uhr. Und zieh dieses Kleid an, es passt gut zu dem Ambiente der Oper.«

»Franklin, du scheinst mich nicht verstanden zu haben.« Dinah hob die Stimme, in ihr brodelte es wie in einem Vulkan kurz vor dem Ausbruch. Es war ihr gleichgültig, dass sich einige Gäste erstaunt umdrehten. »Ich werde nicht mit dir in die Oper gehen, da ich am Samstag etwas anderes vorhabe, das ich wegen eines solchen Singsangs, von dem ich zudem kein Wort verstehe, sicher nicht absagen werde. Du findest bestimmt eine andere Begleitung, die die Aufführung mehr zu schätzen weiß als ich.«

Lediglich das Zucken eines Augenlides verriet Franklins Ärger. Selbstbeherrschung war eines seiner obersten Gebote – niemals und nirgends die Kontrolle über sich selbst verlieren. Seine Stimme wurde jedoch unangenehm leise, als er antwortete: »Deine Eltern würden es sehr begrüßen, wenn wir beide mehr Zeit miteinander verbrächten. Für deinen Vater wäre es sehr von Nutzen, denn mein Dad könnte einiges für ihn tun, wie du weißt.«

»Hast du eine Ahnung, wie egal mir das ist?« Dinah nahm nun keine Rücksicht mehr auf die Gäste, ihr platzte endgültig der Kragen. »Es geht mir völlig am Arsch vorbei, ob dein Vater den meinen protegirt oder sonst was für ihn tut. Ich habe mit dem Scheißjob meines Alten nichts zu tun, ebenso wenig wie ich etwas mit dir zu tun haben will. Franklin Brewster, du

bist einfach nicht mein Typ! Allein bei der Vorstellung, dich zu küssen, muss ich fast kotzen. Hast du das jetzt kapiert?»

Erst als Dinah geendet hatte, bemerkte sie, wie ruhig es im Saal geworden war. Rund zweihundert Augenpaare waren auf sie gerichtet. Vereinzelt hörte sie entsetztes Keuchen, aber auch verhaltenes Kichern. Mit hochrotem Kopf und einem derart zornigen Blick, wie Dinah ihren Vater nie zuvor gesehen hatte, stürmte Brandon auf sie zu, packte sie grob am Arm und zerrte sie auf dem kürzesten Weg aus dem Saal.

»Das wirst du bereuen!«, zischte er und winkte Kevin herbei.

»Dein Bruder wird dich sofort nach Hause bringen. Dort wirst du in deinem Zimmer bleiben und es erst wieder verlassen, wenn ich es dir erlaube.« Er senkte seine Stimme und raunte ihr ins Ohr: »Und das wird lange dauern, das verspreche ich dir.«

»Ich bin erwachsen, du kannst nicht ...«, versuchte Dinah sich zu wehren, die Finger ihres Vaters lagen jedoch wie Stahlklammern um ihren Arm.

»Dann benimm dich auch so. Und jetzt verschwinde. Geh mir aus den Augen, bevor ich mich vergesse.«

Dinah wusste, wann es besser war, zu schweigen, denn jedes weitere Wort würde die Wut ihres Vaters noch mehr schüren. Sie war vierundzwanzig Jahre alt, und ihr Vater hatte kein Recht, so mit ihr zu sprechen oder sie gar einzusperren! Zwar hatte Dinah keine Angst vor ihm, denn – obwohl er ein ausgesprochener Despot war, der das Leben seiner Familie bestimmte – er würde niemals handgreiflich werden. Die psychischen Repressalien waren aber oft schlimmer als physische, und nicht zum ersten Mal beschloss Dinah, ihr Elternhaus einfach zu verlassen und endlich ein eigenständiges Leben zu führen.

Schweigend, die Arme abwehrend vor der Brust verschränkt,

saß sie wenige Minuten später neben Kevin im Fond eines Taxis. Ihr Bruder hatte ebenfalls keine Lust auf ein Gespräch, und sein Gesicht drückte deutliche Missbilligung über Dinahs Verhalten aus. Obwohl sich die Geschwister gut verstanden und es nie mehr als die üblichen Streitereien zwischen Bruder und Schwester gegeben hatte, entwickelte sich Kevin immer mehr zum Abbild seines Vaters. Wie Brandon studierte auch Kevin in Harvard und bekam nur die besten Noten und eine Auszeichnung nach der anderen. Jetzt in den Semesterferien hatte Dinah sich auf die gemeinsame Zeit mit ihrem Bruder gefreut, da sie sich seit zwei Jahren nur noch selten sahen. Im Augenblick jedoch wünschte sie Kevin ganz weit weg – am besten auf den Mond, denn sie zweifelte nicht daran, dass er sie in ihr Zimmer bringen und die Tür hinter ihr verschließen würde. Eingesperrt wie ein Teenager! Durfte ihr Vater das überhaupt? War das nicht Freiheitsberaubung, da Dinah volljährig war? Franklin Brewster hätte ihr bestimmt eine erschöpfende Antwort mit Nennung der entsprechenden Paragraphen geben können. Natürlich nicht, ohne sie darauf hinzuweisen, dass sie es sich schließlich selbst zuzuschreiben hatte und er der Meinung war, Kinder sollten stets ihren Eltern gehorchen – gleichgültig, in welchem Alter.

Zu Hause angekommen, wehrte Dinah sich nicht, als Kevin sie kurz angebunden bat, in ihr Zimmer zu gehen. Sie durfte noch eine Flasche Wasser, einen Joghurt und zwei Äpfel mitnehmen, dann drehte sich der Schlüssel im Schloss. Durch die Tür hörte Dinah seine Stimme.

»Es tut mir leid, aber dein Auftritt eben war wirklich unterirdisch. Du bist selbst schuld.«

Dinah riss sich das Abendkleid vom Körper, kickte es, zusammen mit den unbequemen Schuhen, in eine Ecke und schlüpfte in Jeans und einen leichten Baumwollpullover. Eine

Flucht aus dem Fenster entfiel, denn ihr Zimmer lag im Dachgeschoss, und sie würde sich bei einem Sprung alle Knochen brechen. Im Schneidersitz setzte sie sich aufs Bett, aß den Joghurt und einen Apfel – Streit machte sie immer hungrig – und zappte lustlos durch das Fernsehprogramm, ohne sich für irgendetwas zu interessieren. Dann nahm sie ihr Handy, surfte im Internet und schrieb ein paar nichtssagende Postings auf diversen Plattformen. Eine richtige Freundin, die sie jetzt anrufen, ihr das Herz ausschütten konnte und die sie trösten würde, hatte sie nicht. Bekannte, ja, davon gab es viele. Mit ihnen konnte Dinah prima Party machen und abfeiern, doch keiner würde es wagen, sich auf die Seite von Dinah Osbourne, der Tochter des einflussreichsten Politikers der Stadt, zu schlagen oder ihr Unterschlupf zu gewähren, wenn sie ihr Elternhaus verließ. Erschwerend kam hinzu, dass Dinah niemandem vertraute. Ihre Eltern hatten sie gelehrt, dass fast jeder Mensch auf seinen eigenen Vorteil bedacht und bestechlich war. Als sie noch ein Kind gewesen war, so mit zehn, zwölf Jahren, hatte sie eine beste Freundin gehabt, Katy, und sie waren unzertrennlich gewesen und hatten alles geteilt – Klamotten, Bücher und das erste Make-up. Aber schon damals waren ihre Eltern mit der Freundschaft nicht einverstanden gewesen, denn Katy war die Tochter eines einfachen Büroangestellten, während Brandon Osbourne am Beginn einer vielversprechenden politischen Karriere stand und sich nur mit Menschen umgab, die ihm auf diesem Weg nützlich waren. Das erwartete er auch von seinen Kindern. Als die beiden Mädchen vierzehn Jahre alt waren und Katy ihren ersten Freund hatte, erledigte sich die Freundschaft recht schnell, denn Katy verbrachte von nun an ihre Zeit lieber mit dem pickligen Jungen als mit Dinah. Der Kontakt brach bald vollständig ab, und ein Jahr später erfuhr Dinah, dass Katy und

ihre Familie nach Minnesota gezogen waren. Den Grund des Umzugs brachte sie nie in Erfahrung, ebenso wenig eine Adresse oder Telefonnummer, um mit der einstigen Freundin wieder Kontakt aufnehmen zu können. Später, auf der Highschool, fand Dinah schnell einen großen Bekanntenkreis. Mit ihren Mitschülern zog sie fast jeden Abend los, feierte in Diskotheken und in Privathäusern, was nicht ohne Folgen für ihre schulischen Leistungen blieb. Den Abschluss schaffte sie gerade so mit Ach und Krach. Danach verlangte Brandon, sie solle Jura studieren.

»Für einen Politiker ist ein abgeschlossenes Jurastudium die beste Voraussetzung«, hatte er gesagt und Dinahs Einwand, sie wolle unter keinen Umständen Politikerin werden, mit einer Handbewegung abgetan. Schließlich hatte sie sich gefügt, denn tief in ihrem Inneren sehnte sie sich nach der Anerkennung ihres Vaters, auch wenn sie sich das nur selten eingestand.

Zwei Semester hielt Dinah durch, ließ sich allerdings nur selten an der Universität blicken und versäumte wichtige Klausuren, was schließlich zu ihrer Exmatrikulation führte. Nach einem eindringlichen Gespräch mit den Eltern gaben diese nach und erlaubten ihrer Tochter das Studium der Kunstgeschichte, denn damals dachte Dinah, dieses Fach würde sie interessieren. Die ersten Monate ging sie regelmäßig zur Uni und lernte auch zu Hause intensiv, dann geriet sie wieder in eine Clique, mit der sie erneut um die Häuser zog. Partys, Rockkonzerte, Demonstrationen gegen alles und jedes – hauptsächlich, es wurde demonstriert – waren mehr Dinahs Welt als die nüchterne Kühle der Hörsäle. Als sie bei einer Demo gegen den Abriss eines alten Gebäudekomplexes zugunsten eines modernen Einkaufszentrums mit der Polizei aneinandergeriet und einen Beamten mit einem Stein verletzte

te, wurde sie verhaftet. Drei Tage ließ Brandon Osbourne seine Tochter in einer Sammelzelle schmoren, in der sie mit Prostituierten und Diebinnen zusammengepfercht war, bevor er sie nach Hause holte. Zwar wurde die Anklage fallengelassen, was sicher dem Einfluss Brandons zuzuschreiben war, das Studium konnte Dinah nach dieser Aktion aber vergessen, und ihre Eltern ließen keinen Zweifel daran, wie enttäuscht sie von ihr waren.

»Was haben wir nur falsch gemacht?«, jammerte Olivia. »Wir haben doch immer alles für das Kind getan.«

»Wir waren zu nachgiebig«, bemerkte Brandon und seufzte abgrundtief. »Jetzt werden andere Saiten aufgezogen. Solange du, Dinah, unter meinem Dach und von meinem Geld lebst, wirst du dich fügen und tun, was von dir verlangt wird. Natürlich steht es dir frei, zu gehen, ich frage mich nur, wovon du dich ernähren willst. Du kannst nichts, du hast nichts, und – glaube mir – das Leben da draußen ist kein Zuckerschlecken. Da kommen nur die durch, die wissen, wo's langgeht.« Und dazu gehörst du sicherlich nicht, besagte sein verächtlicher Blick.

Dinah ballte die Hände zu Fäusten und knirschte mit den Zähnen. Sie wusste, sie hätte sich schon längst aus dieser autoritären Enge befreien sollen. In einem Punkt hatte ihr Vater aber recht: Sie hatte keinen blassen Schimmer, wovon sie ihren Lebensunterhalt bestreiten sollte. Im letzten Winter hatte sie für ein paar Wochen gekellnert. Da sie keine Ausbildung hatte, wollte man sie in den feinen Restaurants der Stadt nicht einstellen, und in den Bars und Kneipen waren ihr die ständigen Belästigungen der Männer schnell auf die Nerven gegangen. Einen Job als Kassiererin in einem Supermarkt verlor sie schon nach einer Woche, da sie zweimal zu spät gekommen war. Sie schlief morgens eben gern lange und wurde erst gegen

Mittag richtig wach. Daher beschloss sie, nichts mehr zu machen, was ihrem Tagesrhythmus zuwiderlief. Dinah sah ein, dass sie verwöhnt war, aber an ein finanziell sorgenfreies Leben gewöhnte man sich eben schnell. Irgendwie wollte sie auf das alles auch nicht verzichten – das alte, große Haus in einer der besten Wohngegenden von San Francisco, mit sechzehn Jahren den Führerschein und einen eigenen Wagen, stets gesundes und gutes Essen auf dem Tisch, und zum Shoppen stand ihr eine eigene Kreditkarte zur Verfügung. Bewusst entzog Brandon ihr nicht diese Privilegien, denn er kannte seine Tochter so gut, dass er wusste, wie schwer es Dinah fallen würde, dies alles aufzugeben. Stattdessen hoffte er, sie weichzukochen. Manche von Dinahs Bekannten träumten von einer Karriere als Model, Sängerin oder Schauspielerin. Immerhin war Los Angeles, und damit Hollywood, nicht weit. Obwohl Dinah mit ihrer zarten Figur, den veilchenblauen Augen und dem schwarzen, lockigen Haar sehr hübsch war – mit knapp einem Meter siebzig Körpergröße war sie als Model zu klein. Eine schöne Stimme oder gar das Talent zur Schauspielerei waren ihr ebenfalls nicht in die Wiege gelegt worden. Manchmal dachte sie, es wäre schön, mit Tieren zu arbeiten, wobei sie in der Natur sein könnte, ihr fehlte jedoch die Antriebskraft, diesbezüglich Erkundigungen einzuholen. So fügte sich Dinah, begleitete, wenn es sich nicht vermeiden ließ, die Eltern zu politischen Versammlungen oder langweiligen Partys und versuchte, in der Öffentlichkeit nicht mehr als nötig aufzufallen. Seit einem halben Jahr jedoch versuchten die Eltern, sie mit Franklin Brewster zu verkuppeln, und alle Bemühungen, diesem unsäglich arroganten und von sich selbst überzeugten Menschen die Lust zu vergällen, sich mit ihr zu treffen, waren bisher gescheitert.

Unwillkürlich musste Dinah grinsen, als sie an den Eklat

dachte, den sie an diesem Abend ausgelöst hatte. Auch wenn es für sie Folgen haben würde, hatte Franklin nun wenigstens endgültig kapiert, dass aus ihnen niemals ein Paar werden würde. Einmal, vor etwa vier Monaten, hatte Dinah sich von ihm küssen lassen. Damals hatte sie sich sehr einsam gefühlt, und Franklin war eben da gewesen. Noch heute dachte sie schauernd an diesen feuchten Kuss zurück. Franklin hatte die Situation sofort falsch verstanden, ihr an die Brust gefasst und versucht, ihren Rock hochzuschieben. Nun hatte Dinah durchaus ihre Erfahrungen mit Männern, aber so wenig erregt wie bei Franklin war sie nie zuvor gewesen. Er hatte es akzeptiert und gemeint, dass eine Frau, die es nicht gleich mit jedem trieb, für seine Position ohnehin passender wäre, und er würde warten, bis sie für den nächsten Schritt bereit wäre.

»Da kannst du warten, bis du schwarz wirst«, sagte Dinah laut und öffnete das Fenster, da sie das Bedürfnis nach frischer Luft hatte.

Die Nacht war mild, und Dinah blickte über das Lichtermeer der Stadt, die niemals zu schlafen schien. Sie liebte San Francisco, liebte die geraden, steilen Straßen und die zahlreichen Parks. Das Haus der Osbournes lag in einem der begehrtesten und damit auch teuersten Stadtteil – dem Alamo Square im Westen. Drei Straßenzüge weiter unten zog sich die *Painted Ladies* entlang, viktorianische Häuser, von denen einige bunt gestrichen waren und damit zu den beliebtesten Fotomotiven der Touristen zählten. Ihr Haus stammte zwar nicht aus viktorianischer Zeit, war aber auch schon über hundert Jahre alt. Dinahs Urgroßvater hatte es 1906 nach dem großen Erdbeben, das San Francisco damals beinahe vollständig zerstört hatte, erbaut, und seitdem lebte die Familie hier. Natürlich waren immer wieder Renovierungen und Modernisierungen

vorgenommen worden, der ursprüngliche Stil des Hauses war jedoch erhalten geblieben. Obwohl Olivia oft über die vielen Ecken und Winkel murrte, fand es Dinah viel gemütlicher als die modernen Villen aus Stahl und Glas. Dinah, die sonst fast alles, was ihre Familie betraf, als altmodisch und spießig betrachtete, hing an dem alten Haus. Bei dem Gedanken, dass sie bereits die fünfte Generation war, die in diesem Haus lebte, wurde es ihr jedes Mal ganz warm. An ihre Großeltern hatte sie noch gute Erinnerungen, sie waren erst gestorben, als Dinah schon ein Teenager war, deren Eltern aber hatte sie natürlich nicht kennengelernt. Das Haus verfügte über einen geräumigen, mit altem Gerümpel vollgestellten Dachboden, auf dem Dinah und Kevin als Kinder stundenlang gespielt hatten. Seit über einhundert Jahren waren hier Sachen aufbewahrt, die einst für jemanden eine Bedeutung gehabt hatten. Früher hatte Dinah sich oft überlegt, wessen Beine sich wohl auf dem gepolsterten und bestickten Fußschemel ausgeruht hatten oder wer den kreisrunden Strohhut zu welchem Anlass getragen hatte. Bei dem wuchtigen, wurmstichigen Kleiderschrank hatte sie sich gefragt, wie der wohl auf den Dachboden gelangt war, denn dazu waren auf jeden Fall mehrere starke Männer erforderlich gewesen. In dem Schrank hingen noch altmodische, zum Teil mottenzerfressene Kleider, in die Dinah geschlüpft war und sich wie eine Lady gefühlt hatte. Sie hatte sich dann vorgestellt, eine wunderschöne Dame zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu sein, die von gutaussehenden Gentlemen hofiert und umschwärmt wurde.

Sie seufzte. Nichts als sentimentale Kinderträume, die mit der Realität wenig gemein hatten. In dem Haus waren die Menschen gekommen und gegangen – so wie auch sie eines Tages gehen würde, ohne Spuren zu hinterlassen. Darum war es lange her, seit Dinah zum letzten Mal auf dem Dachboden gewe-

sen war. Sie schaute in den klaren Nachthimmel, und genau in diesem Moment entdeckte sie eine Sternschnuppe.

»Ich wünsche mir, dass irgendetwas geschieht, damit ich weiß, was ich mit meinem Leben anfangen soll«, sagte sie laut, denn es war ja niemand da, der ihren Wunsch hören konnte.

Die nächsten Tage vergingen in eisigem Schweigen zwischen Dinah und ihren Eltern. Sie musste in ihrem Zimmer bleiben, einzig Kevin leistete ihr ab und zu Gesellschaft, wenn er ihr das Essen brachte.

»Ma ist stinksauer.« Kevin lümmelte in einem Sessel. Er trug eine ausgefranste Jeans und ein bedrucktes T-Shirt und sah beileibe nicht wie ein Harvard-Student aus. »Mrs. Goodwin, die Vorsitzende des Komitees zur Unterstützung und Hilfe schwangerer Teenager, hat Ma nämlich von der nächsten Versammlung eingeladen und gemeint, ihre Mitarbeit wäre nicht mehr nötig.« Kevin grinste schief. »Ma meint, das läge natürlich nur an deinem Auftritt, da die Goodwins auch auf der Party waren.«

»Ist mir doch egal.« Trotzig verschränkte Dinah die Arme vor der Brust. »Unsere Mutter engagiert sich in den vielen Komitees ohnehin nicht, weil ihr die Arbeit Spaß macht oder sie gar etwas für die Menschheit tun will, sondern nur, damit sie ständig in der Zeitung steht und all die wichtigen Frauen von noch wichtigeren Männern trifft.«

»Mag sein.« Kevin nickte zögerlich. »Dad will eben ganz nach oben, und kein Politiker schafft das ohne die Hilfe seiner Familie. Denkst du, Obama wäre Präsident geworden, wenn seine Frau ihm nicht den Rücken gestärkt hätte?«

»Zwischen Rücken stärken und die eigene Tochter unterdrücken und wie eine Verbrecherin einsperren ist immer noch ein Unterschied.« Dinahs Wangen färbten sich rot. »Wenn Dad

jedoch denkt, ich würde Franklin heiraten, dann hat er sich geschnitten! Bevor das geschieht, schlafe ich lieber unter einer Brücke und sammle mein Essen aus Mülltonnen.«

Nachsichtig schüttelte Kevin den Kopf.

»Das sagst du nur, weil du keinen blassen Schimmer hast, wie das Leben auf der Straße ist. Selbst in einem kleinen Apartment, wo es keinen Geschirrspüler oder eine Waschmaschine gibt, würdest du untergehen. Du kannst ja nicht einmal kochen, und wie du Geld verdienen willst – davon wollen wir gar nicht reden.«

Kevin hatte gesprochen, als wäre er der Ältere, und Dinah fühlte sich wieder einmal als die Dumme, die von nichts eine Ahnung hatte.

»Aber du weißt das, du Klugscheißer?«, giftete sie. »Ist klar, dass du zu Dad hältst, warst ja immer sein Liebling und ich nur das schwarze Schaf. Ich glaube, Ma und Dad wäre es am liebsten, wenn ich gar nicht erst geboren worden wäre.«

»Jetzt bist du aber ungerecht ...«

»Lass mich allein!«

Dinah drehte ihrem Bruder den Rücken zu. Er sollte nicht sehen, wie verletzt sie war. Fest presste sie die Zähne aufeinander, konnte die Tränen aber nicht zurückhalten. Sie hasste sich für ihre Unentschlossenheit und ihre Feigheit, sich auf eigene Füße zu stellen. Auch wenn es nicht Franklin Brewster sein würde – Dinah sah sich schon als Ehefrau eines Politikers, deren einzige Aufgabe es war, gut auszusehen, Gäste zu empfangen und zu repräsentieren. Das konnte doch nicht alles sein, was sie von ihrem Leben zu erwarten hatte!